

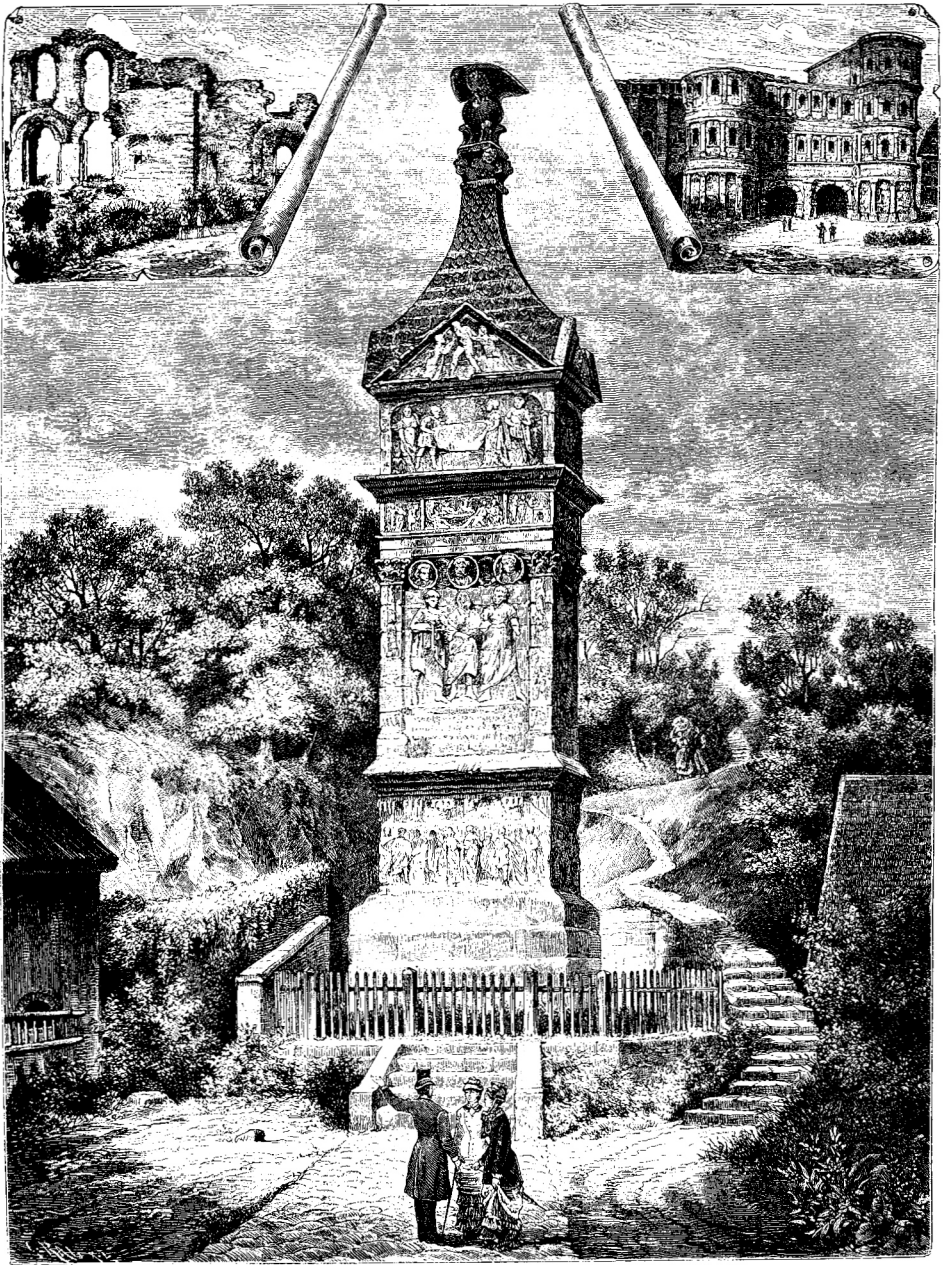
Fanny Burney: Reise ins Trierer Land im Sommer 1815

Aus dem Englischen übersetzt und erläutert

VON HANS-ULRICH SEIFERT

Am 18. Juni 1815 hat Napoleon die Schlacht bei Waterloo verloren. „Nie ist ein blutigerer Kampf gefochten worden“, schreibt aus dem 20 Kilometer nördlich des Kriegsschauplatzes gelegenen Brüssel noch in der Nacht zum 19. Juni die gerade 63 Jahre alt gewordene englische Romanschriftstellerin Fanny Burney (1752–1840) ihrem Mann nach Trier. Seit Ende April hält sich der um zwei Jahre jüngere Alexandre Jean-Baptiste Piochard d'Arblay (1754–1818) in der Moselmetropole auf, die damals knapp 10 000 Einwohner zählt. Als Berufssoldat hatte er Frankreich nach der französischen Revolution verlassen und in seinem englischen Exil die damals im Zenith ihres Ruhmes stehende Romanschriftstellerin kennengelernt. 1793 heirateten die beiden, bereits über vierzig, was für die Zeit unüblich war und bei manchen ein Naserümpfen provozierte. 1802 kehrt d'Arblay mit seiner Frau nach Frankreich zurück, das 1804 zum Kaiserreich wird. Aber seine Sympathie gehört nicht dem selbstgekrönten Korsen, sondern nach wie vor den Bourbonen. Als Napoleons Stern zu sinken beginnt, stellt d'Arblay sich in den Dienst Ludwigs XVIII. und erhält im April 1815 in Brüssel den Auftrag, Deserteure aus der Armee des Kaiserreichs im Grenzgebiet zu sammeln und für die königlichen Bataillone der koalitierten Armee zu rekrutieren. Diese Aufgabe versieht er, von drei Offizieren unterstützt, zunächst in Luxemburg, bald jedoch auf ausdrücklichen Wunsch Generalfeldmarschalls Blücher im bereits seit fast eineinhalb Jahren preußischen Trier². Hier wird er nach wenigen Wochen, die durch sich oft bis in die Nacht hineinziehende Verhöre der aufgegriffenen Deserteure gekennzeichnet sind, durch den Tritt eines Pferdes so schwer verletzt, daß er für mehrere Wochen das Bett hüten muß. Für seine Frau bedeutet das, eine abenteuerliche Fahrt von Belgien an die Mosel in Kauf nehmen zu müssen, die sich zu einer sechstägigen Odyssee gestaltet. Am 24. Juli trifft sie in Trier ein und bleibt bis Mitte September, als die politische Großwetterlage sich ein wenig geklärt hat. Ihre Eindrücke hat sie in einem seit ihrem 15. Lebensjahr geführten Tagebuch festgehalten und nach dem Tode ihres Mannes noch einmal überarbeitet. Bislang haben ihre Aufzeichnungen in der Region nur das beiläufige Interesse Ludwig Harigs³ gefunden. Im Folgenden geben wir die wichtigsten Auszüge zu Fanny Burneys Trierer Aufenthalt daraus in deutscher Übersetzung mit einigen erläuternden Kommentaren wieder. Erstmals wurde diese Übersetzung in dem im Oktober 1993 im Düsseldorf-Droste Verlag erschienenen Buch „Trier in alten und neuen Reisebeschreibungen“ publiziert, mußte dort, dem Lesebuchcharakter der Reihe Rechnung tragend, jedoch unkommentiert bleiben. Der englische Originaltext von Fanny Burneys Bericht findet sich (nebst den Trierer Briefen ihres Gatten) in Band 8 der *Journals and Letters of Fanny Burney*, hrsg. von Peter Hughes, Oxford 1980.

„In Trier kam ich schließlich am Montag abend, dem 24. Juli 1815, an, nachdem ich eine ganze Nacht und dann noch einmal von drei Uhr morgens an und vier-



Die Igeler Säule bei Trier nach einer Skizze von W. Wollschläger auf Holz gezeichnet von H. Nisle



General-Lieutenant Alexandre-Jean Baptiste Piochard d'Arblay (1754-1818). Gemälde von Carle und Horace Vernet (Sammlung Parham Park, Sussex)



Frances Burney (verheiratete d'Arblay, 1752-1840). Gemälde von Edward Francesco Burney, um 1785 (National Portrait Gallery, London)

mal von je vier Uhr morgens an gereist war⁴. Ich wurde mit den anderen Passagieren an einem Gasthof abgesetzt, vor Freude und Schrecken gleichermaßen auf eine unbeschreibliche Art schauernd. Bis alle anderen fortgegangen waren, blieb ich bei meiner Habe stehen, obwohl ich vor lauter Eifer, dem geliebten Gegenstand der ganzen Übung entgegenzueilen, fast verging. Aber meine erste Sorge war, jegliches durch die plötzliche Überraschung in Betracht kommende Unheil zu vermeiden, und meine ersten Schritte galten der Beschaffung klärender Informationen, bevor ich es zu einer Unterredung kommen lassen wollte.

Es war nun sechs Tage her, daß mich die letzten Nachrichten erreicht hatten. Meine letzte Handlung in Brüssel war es noch gewesen, Herrn Premorel⁵, dem Adjutanten meines Generals, einige Zeilen zu schreiben, um ihn von meiner Reise in Kenntnis zu setzen und auf mein Kommen vorzubereiten. Nun bat ich um Feder, Tinte und Papier und schrieb, auf Französisch, einige Zeilen an François, den Diener von Herrn d'Arblay, einen Kölner, den ich in Brüssel kennengelernt und zu seiner Stellung verholpen hatte. Ich bat ihn lediglich, umgehend zu dem Gasthof zu kommen, um sich um das Gepäck von Madame d'Arblay zu kümmern, die noch unterwegs sei. Und er sollte Geld vom General mitbringen, um den Transport zu bezahlen.

Nachdem ich das abgesandt hatte, wartete ich erschöpft und ungeduldig auf die Antwort. Ich war nicht besorgt, obwohl ich nichts mehr bezahlt hatte, seit-

dem ich Koblenz verlassen hatte. Aber nun war ich ja meinem edlen Beschützer nahe, dessen Name und Rang in Trier, wo er im Dienste seines Königs stand, allgemein bekannt war. Es vergingen keine fünf Minuten bis François wie ein Rennpferd (obwohl an sich ein gesetzter und sachlicher Deutscher) bei mir ankam. (. . .)

Mein armer Patient war bei Herrn Nell⁶, einem vornehmen Trierer Bürger, untergebracht, der ihm zusammen mit seiner Familie eine seinem Rang entsprechende Bewirtung zukommen ließ. (. . .) Bei Nells war kein Zimmer mehr für mich frei, und man bat mich äußerst widerstrebend, die Premorels (die Familie von d'Arblays Adjutanten) für eine Nacht zu einem unweit gelegenen Hotel⁷ zu begleiten. Aber am nächsten Tag kam Herr d'Arblay mit Madame de La Grange⁸, einer Dame von Stande, die in Trier lebte, überein, daß ich in ihrem Haus⁹ essen und logieren solle, wobei die durch mich verursachten Kosten für zusätzliche Lebensmittel bezahlt würden. Mein guter General hatte dabei auch mein Zimmer und sonstige Kosten im Blick, die er zwar nicht erwähnte, später aber stillschweigend beglich. Diese Sorte Logierabkommen war für die meisten Adligen nach ihrem Ruin durch die französische Revolution so selbstverständlich geworden, daß sie schon fast wieder als chic angesehen wurden. Die Aristokratie war zu verarmt, um ihre Freunde nur wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung gratis zu beherbergen, wenn es mal zu einem Stelldichein Gleichgesinnter kam.

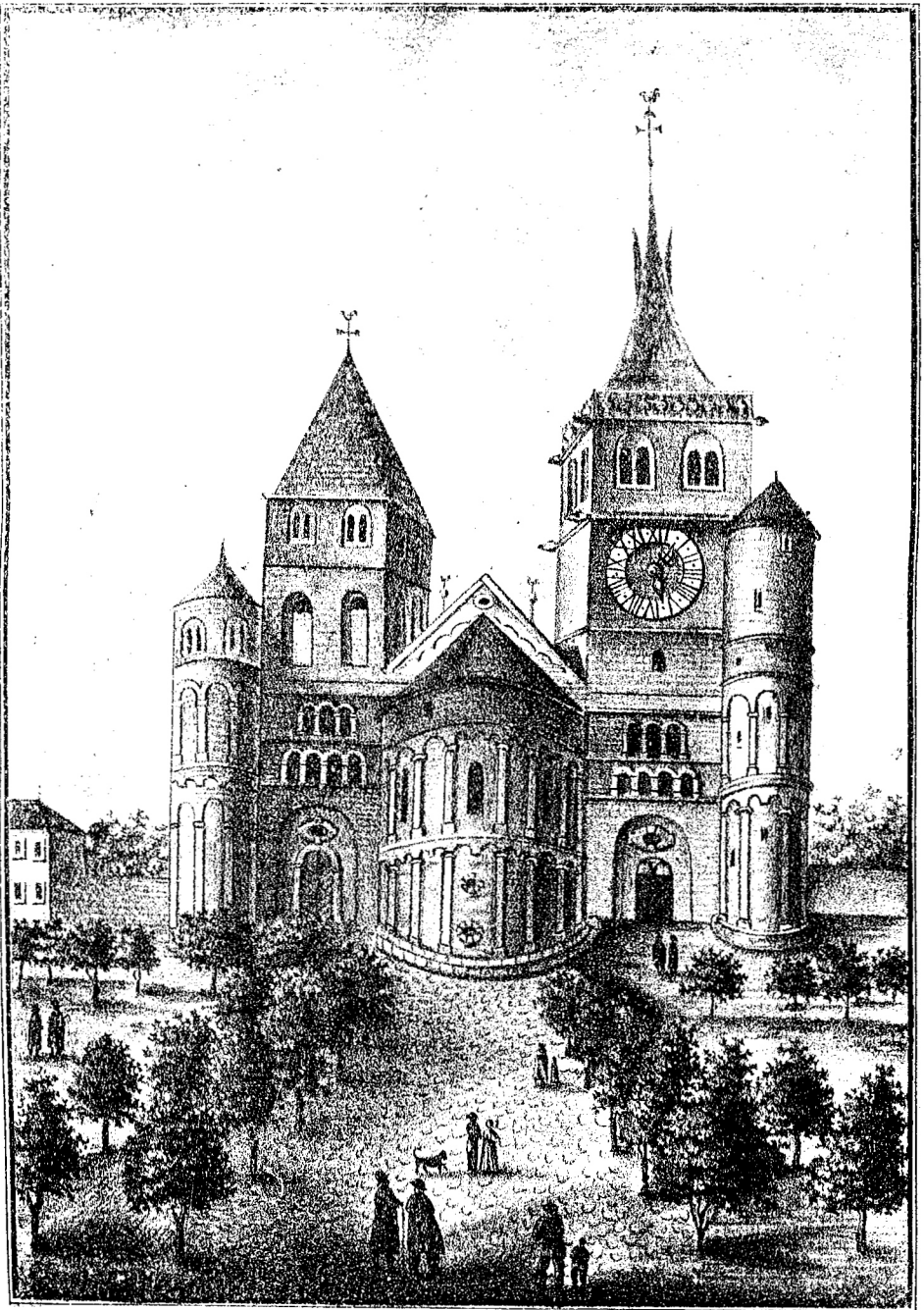
Madame de La Grange war eine freundliche, vernünftige, kluge und angenehme Frau, dazu noch auf gefällige Weise äußerst hübsch. Ihr Ehegespons, der sie wegen ihrer Herkunft und ihrer Schönheit geheiratet hatte, war eine bei weitem weniger rassige Erscheinung, aber gutgelaunt und dem Leben zugewandt. Sie hatten jede Menge Kinder¹⁰ und bewohnten ein altes Gebäude von riesigen Ausmaßen, in dem es leichter war, sich zu verlieren als wieder aufzufinden zu werden. Es gab so viele Treppen und eine solche Anzahl verwinkelter Korridore und kurzer Treppenabsätze mit zwei oder drei Stufen, die in voneinander abgetrennte und gesonderte Räume führten, daß ich immer eines der Kinder als Führer dabei haben mußte, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, mich zu verirren und mich in einem dunklen, öden Zimmer wiederzufinden, mit einer mächtigen Fensterluke in der Ecke, ohne Tapeten, Bilder oder Kupferstiche an den Wänden, allenfalls mit einer dunklen Wandtafelung oder eichenen Paneelen versehen und dem Ambiente eines verlassenem Orts wenn nicht gar eines Gefängnisses. Das ganze Haus war so alt und baufällig, daß es wohl kaum zu unterhalten war. Die Eingangstore waren von enormer Höhe und entsprechend breit. Was für ein Haus das früher einmal gewesen war und wem es gehörte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ob es der klägliche Rest eines ehemals öffentlichen Gebäudes der Römer war, deren Herrschaftssitz Trier früher ja einmal gewesen ist, konnten mir die La Granges, die erst später in seinen Besitz gelangt waren, nicht sagen. Und sie interessierten sich auch gar nicht dafür. Obwohl ich während meines gesamten Aufenthaltes in Trier meine Mahlzeiten dort einnahm und in dem großen, geräumigen, finstren, weitläufigen, urtümlich altmodischen und seltsam bedrückenden Bau hauste, habe ich nichts darüber in Erfahrung bringen können. All das Knarren und Wimmern, die raunenden und kreischenden Geräusche, die bei Nacht durch Mauerritzen, zerborstene Fensterscheiben, lose Dielen und weit offen gährende Kaminöffnungen in die von den Zeitläufen gezeichneten Räume drangen, müssen daraus im Winter einen idealen Aufenthaltsort für allerlei Geister und ruhelose Gespenster geschaffen haben.

Der Garten war riesengroß und verwildert, mit allem möglichen Obst und Gemüse darin, den unterschiedlichsten Pflanzen und immergrünen Gewächsen, alles durcheinander, ohne jegliche Pflege oder gärtnerische Behandlung, doch von einer Üppigkeit und einem Überfluß, die aller Vernachlässigung trotzen. Jeden Abend brachte mich Henry, der Reitknecht meines Generals, mit der Kalesche zu dieser Örtlichkeit, die am Ende einer so dunklen und schäbigen Straße lag, daß ich dort nie hineinfahren konnte, ohne irgendeinen schlimmen Zwischenfall zu befürchten, obgleich sie sich am anderen Ende zu einem geräumigen Platz hin öffnete. Und morgens, nach dem Frühstück, brachte mich dann einer der La Granges wieder zu den Nells, bei denen ich jeweils bis zur Essenszeit blieb. Gewöhnlich geleitete Geoffroy de Premorel mich zurück, und François blieb bis zum Ende des Mahls bei mir.

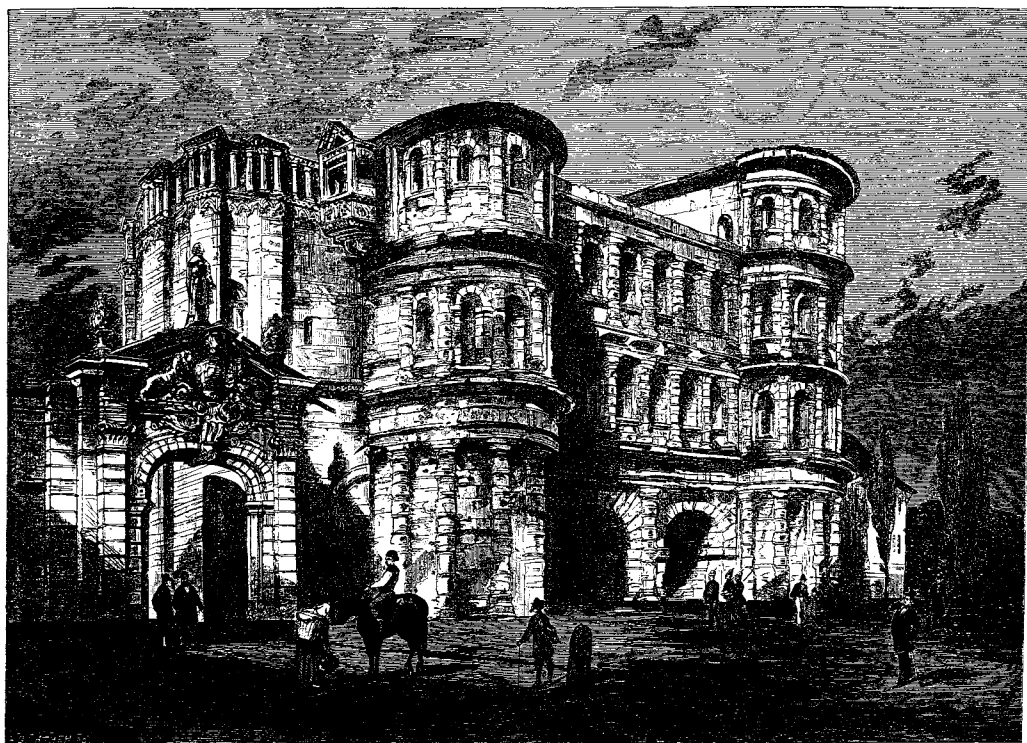
Das war für mich ein ziemlich scheußlicher Stundenplan, der mich zu oft von meinem Mann trennte, aber ich hatte keine andere Wahl. Die Nells waren zwar eine treffliche Familie, aber in keinerlei Hinsicht mit den kleinen Aufmerksamkeiten für die Bequemlichkeit und das Wohlergehen Dritter begnadet, die keine andere Volksgruppe mit jener Selbstverständlichkeit und Gefälligkeit zu erbringen versteht wie die wirklich vornehmen und hochkultivierten Franzosen.

Auf meinem ersten Reiseausflug von Paris nach Brüssel hatte ich so wenig Garderobe mitgenommen, daß ich nun auf dem zweiten, von Brüssel nach Trier, dermaßen unterversorgt mit Wäsche war, daß ich umgehend auf die freundliche Madame La Grange zurückgreifen mußte, die mich zu geeigneten Läden begleitete, um dort zwei Gewänder und einiges an Kleinkram einzukaufen. Eine kleine, bucklige deutsche Schneiderin¹¹ verstand sich besonders gut auf derlei Dinge. Obwohl sie weithin bekannt und äußerst beschäftigt war, wie mir Madame de La Grange erzählte, lebte sie zwei oder drei kurze, krumme, sich im Dunklen emporwindende Treppen hoch. Wie grundverschieden davon die eleganten Behausungen englischer und französischer Putzmacherinnen sind! Sie sprach nur Deutsch, obwohl sie, jedesmal wenn sie sich von ihrer Übersetzerin, Madame de La Grange, mir zuwandte, mich mit Madame La Générale ansprach, und so wurde ich auch auf der Rechnung tituliert, die bis auf die Schrift ganz in Deutsch gehalten war. (. . .)

Henry, der Stallknecht meines Mannes, war mit dem ganzen Umland wohlvertraut und hatte den Auftrag, mich in der Kalesche zu jedem schönen oder sehenswerten Flecken in der Nachbarschaft dieser ehrwürdigen alten Stadt zu bringen. Alles, was man schauen konnte, wurde durch den Anblick der Trier umgebenden Landschaft gefällig. Diese war wunderschön, großartig, romantisch, abwechslungsreich, gleichsam von Adel. Die Mosel ist der bezauberndste Fluß, den ich je gesehen habe, mit ihrem ursprünglichen, unverfälschten und malerischen Reiz. Sie hat zwar nicht den strahlenden Glanz hoher historischer Symbolik, der dem Rhein zueigen ist, an dem jeder Flußabschnitt hinter einer prächtigen Landschaft ein Stück Sitten- und Geistesgeschichte verbirgt. Aber wie sie sich so lieblich dahinschlängelt, an grünen Ufern entlang, die bald von freundlichen Wäldern überschattet werden, bald sich zu leuchtenden Wiesen und fetten Weidegründen hin öffnen, scheint sie von einem Zauber unschuldiger Freude beseelt, der geradezu zum Genuß und zum Vergnügen einzuladen scheint, geradeso wie der Rhein mit seiner erhabenen Schönheit zur nachdenklichen Betrachtung und Andacht drängt. An der Mosel floß mir das beständige Gefühl naturhafter Glückseligkeit aus einer reinen Landschaft zu, der Rhein öffnete mein Gemüt für ein weites und zugleich tiefes Empfinden, in dem sich die Bewunderung für die Werke des Schöpfers mit der Ehrfurcht vor den Wechselfällen des menschlichen Lebens verband.



Ansicht des Trierer Domes von der Seite des Haupteinganges



Porta Nigra Trier mit dem Simeonstor

Die Straßen waren ausgezeichnet¹² und in einem so guten Zustand, daß man hätte meinen können, die römischen Kaiser, die Trier ja so oft besucht haben und bisweilen ihren Regierungssitz in der Stadt hatten, herrschten von dort noch gebieterisch über die von ihnen gedemütigte Welt und warteten mit all ihrem Prunk und ihren Legionen nur darauf, die umliegenden Länder unter ihr Joch zu zwingen. Sie waren geradezu wunderbar gut ausgebaut, gut befestigt, eben, sauber, und in ihrer hellen Färbung und der Aura ewiger Haltbarkeit erschienen sie mir geradewegs durch die Felsen geschnitten zu sein, denn nur ganz selten machte eine alte Wagenrinne oder eine Unebenheit es erforderlich, vom Hauptweg auf einen Fußpfad auszuweichen. Auch bin ich nie auf irgendwelche Straßenarbeiter gestoßen, die mit Reparaturen beschäftigt gewesen wären. Die Wälder rechts und links waren bisweilen von einer frappierenden, geradezu goldenen Üppigkeit und schienen den Betrachter aufs freundlichste anzulachen. Von den kleinen Waldwegen aus, die Vorbeiziehende oder Schafe getrampelt haben mögen (denn keiner war so stark genutzt, als daß man die Spuren menschlicher Arbeit darin hätte bemerken können), boten sich immer wieder in nicht enden wollendem Wechsel wunderbare Panoramen und Momente vollkommener Abgeschlossenheit.

Oft ließ ich mich nieder, um mir einen kurzen Blick zu gönnen, aber mein lieber Gefährte war nicht bei mir, und ich blieb ihm nur mit Widerstreben fern, selbst wenn es nur für einen kurzen Augenblick war.

Ich wurde auch am Ufer der Mosel entlang zum Zusammenfluß der Saar mit diesem Strom kutschiert, einem wild-romantischen und ungemein pittoresken Flecken. Eine andere Tour führte mich zu den ehemaligen Römischen Bädern, ungefähr zwei Meilen außerhalb der Stadt gelegen. Sie waren allein wegen ihres Alters von Interesse, nicht wegen ihrer Vortrefflichkeit. Doch ging ich oft dorthin, denn das Wetter und die vorhandene Bequemlichkeit machten das Baden zu einem wahren Vergnügen¹³. Das Klima von Trier ist überhaupt herrlich; reine saubere, wohlriechende, ja balsamische Luft.

Dieses Lob gilt allerdings nicht der Stadt selbst, sondern nur ihrer Umgebung, denn in der Stadt sah ich recht wenig Bewunderungswürdiges. Es stehen keine großen Gebäude mehr, bis auf solche, die man zu rein funktionalen, aber kaum erhabenen Amtsbauten umfunktioniert hat und deren Anblick aber auch gar nichts mehr von ihrer früher einmal vorhandenen Grandezza erahnen läßt. Zahlreiche Dinge und Örtlichkeiten waren wohl für sich genommen wegen ihres großen Alters interessant, aber nichts, zumindest nichts, was ich gesehen habe, hat mich als Ganzes zu beeindruckern vermocht. Der Marktplatz, an dem Herr Nell sein Domizil hatte, war zwar groß aber nicht stattlich; die Straßen waren furchtbar schlecht gepflastert, ohne Bürgersteige und bei Nacht sehr schlecht beleuchtet. Ich ging nie zu Madame de La Grange, weder zu Fuß noch zu Wagen, ohne einen Unfall infolge der trostlosen Dusterkeit der Straße zu gewärtigen. Doch einmal, ja einmal waren sie beleuchtet, als nämlich die Magistratur die allgemeine Beleuchtung zur Feier des Sieges von Wellington und Blücher verordnete¹⁴. Mein geliebter kranker Mann ließ mich, straßauf, straßab und rundherum durch die ganze Stadt fahren, um mich die Freudenkundgebung, ob sie nun echt oder gekünstelt war, anschauen zu lassen. Aber die Veranstaltung war notgedrungen ermaßen matt und schwach für jemanden, der derartiges schon in London und Paris miterlebt hatte.

Dieselbe Beobachtung muß ich bezüglich der Läden wiederholen, obwohl sie an sich wirklich hübsch und niedlich waren.

Sehr enttäuscht war ich, als man mir das Amphitheater zeigte, in dem keine Spur römischer Größe mehr zu entdecken ist. Es war schlicht klein und schäbig.

Gelegentlich schöpfte ich frische Luft in Nells Garten¹⁵, der ein wenig außerhalb von Trier lag, von Obst, Blumen und Gemüse nur so überbortet, aber keine künstliche Wirkung hervorzubringen vermochte, die auch nur den geringsten Vergleich mit den edlen Werken der Natur in seiner unmittelbaren Nachbarschaft ausgehalten hätte.“

Anmerkungen

¹ Allgemeine Information zu Leben und Werk von Fanny Burney findet sich in allen gängigen literaturwissenschaftlichen Nachschlagewerken. Einen auch ihre Trierer Zeit berücksichtigenden Gesamtüberblick vermittelt die noch immer unübertroffene Biographie von Joyce Hemlow: *The History of Fanny Burney*, Oxford 1958.

² Insgesamt wurden 15 Offiziere in den Grenz- und Frontstädten stationiert, um, wie Fanny Burney schreibt, „all diejenigen Soldaten zu sammeln und zu überprüfen, die willens waren, aus Bonapartes Armee in die Ludwigs XVIII. überzuwechseln“ (*The Journals and Letters of F. Burney*, Band VIII., Oxford 1980. S. 406). Das auch für die Soldaten der alliierten Armee aller Grund bestand, den Dienst unbürokratisch zu quittieren, belegen die zahlreichen zwischen Mai und Juli 1815 im *Amtsblatt für das Saardepartement* wie in der *Trierischen Zeitung* veröffentlichten „Maasregeln gegen das Einreißen der Desertion“ und Verordnungen, „die Auslieferung der Deserteurs der alliierten Armee betreffend“.

³ Vgl. Ludwig Harig, *Trierer Spaziergänge*, München 1988, S. 88.

⁴ Fanny Burney hatte ihre Reise am Sonntag, dem 23. Juli um 4 Uhr morgens in Koblenz angetreten und kam am darauffolgenden Montag spät abends in Trier an. Die lange Dauer der Reise schiebt sie auf die übermäßig langen Zwischenhalte bei Herbergen und Gasthäusern, ohne die die Reise wohl in der Hälfte der benötigten Zeit getan werden könne. Der Wagen der fahrenden Post aus Koblenz verkehrt damals nur einmal wöchentlich und kommt laut Fahrplan montags nachmittags „bei Herrn Expeditior Laven, in der Neugasse Nr. 400“ an, wie der *Trierer Taschenkalender* 10 (1815), S. 42, berichtet. Das Transportmittel ist „ein echtes und ziemlich seltsames deutsches Gefährt, das einer Mischung aus Kutsche, offenem Wagen und Frachtkarre“ gleicht, wie Fanny Burney schreibt, für die die Reise, da sie im Gegensatz zu ihrem Ehemann kein Wort Deutsch spricht, recht eintönig verläuft.

- ⁵ Pierre-Louis-Raoul-Edmé Durand de Prémoré, ca. 1768–nach 1834, hatte seine militärische Karriere 1783 in dem Régiment de Bouillon begonnen und setzte sich nur wenige Monate nach Abschluß seiner Aufgabe in Trier in Frankreich zur Ruhe.
- ⁶ Christoph Philipp Neill, Handelsmann und Banquier sowie Deputierter des Saardepartements, nach dem *Trierischen Taschenkalender für das Jahr 1814* in der Simeongasse 1004 wohnhaft. Im Januar 1814 war der Kommandant der preußischen Truppen, die der Franzosenherrschaft in Trier ein Ende bereiteten, Graf Henckel von Donnersmarck, bereits „im Hause eines jungen Herrn Neill“ einquartiert worden, wie G. Kenenich in seiner Studie „Wie das Moselland an Preußen kam“ berichtet (in: *Trierische Chronik* 10 [1914], S. 102).
- ⁷ Vermutlich das Rote Haus am Markt, das damals von der Familie Adamy geführt wurde.
- ⁸ Scholastica Lagrange, geb. Desquiotz (1777–nach 1816) hatte um 1795 den in französischen Diensten stehenden Kriegskommissar Louis-Pierre Lagrange (1762–nach 1816) geheiratet. Lagrange war 1794 als Beschaffungsoffizier mit der „Armée Frontière de la Moselle“ nach Trier gekommen und bekleidete hier von 1800–1815 die Funktion eines „Commissaire des Guerres“. Der Untergang des französischen Kaiserreichs bedeutet für ihn den Verlust seines Amtes wie seines Trierer Hauses (vergl. dazu unten Anm. 9). In der New York Public Library wird im Nachlaß Fanny Burneys auch ein dreiseitiger Brief der Scholastica Lagrange an die Schriftstellerin aufbewahrt, der vom 18. Oktober 1815 aus Trier datiert ist. „Von der ehrenwerten Madame de Lagrange, in deren Haus F(anny)d'A(rblay) von Herrn d'A(rblay) zum Übernachten und zur Beköstigung untergebracht war, während der Zeit, als sie sein Krankenzimmer bei Herrn Neill in Trier im August 1815 hütete“, schrieb F. Burney Jahre später auf die erste Seite des Bittschreibens, in dem Madame Lagrange die d'Arblays darum ersucht, sich in Paris für das berufliche Fortkommen ihres Gatten zu verwenden.
- ⁹ Sowohl der *Trierische Taschenkalender* (in allen erschienenen Ausgaben von 1806 bis 1815) als auch das *Verzeichnis der Eigenthümer der Häuser . . . der Stadt Trier im Sommer von 1818* nennen das Haus in der Diedrichsgasse 837ⁿ als Wohnhaus Lagranges. 1818 jedoch figuriert „Ludwig Peter Delagrange“ nurmehr als Eigentümer des Gebäudes, dessen Hauptbewohner damals der Schlosser Franz Peter Messenisch, die Tagelöhnerin Barbara Schmitz und der Angestellte Johann Anton Zentzins sind. Lagrange hatte das Haus bereits Ende 1814 für Mietinteressierte angeboten, wie aus folgender Kleinanzeige in der *Trierer Zeitung* vom 22. Dezember 1814 (S. 4) hervorgeht: „Das Haus des Herrn Kriegskommissär Lagrange Nr 37 (!) in der Diedrichsgasse ist unter vorteilhaften Bedingungen, welche man bei unterschriebenem Notär (Simon) erfahren kann, stündlich zu verlehnen“. Lagrange hatte das Haus 1811 von den Fräulein von Hagen erworben. 1824 ging es in den Besitz eines J. Gaster über, der es 1853 weiterveräußerte. 1864 schließlich wurde es von der Familie Puricelli erworben (vgl. J. P. Lay, *Beiträge zur Chronik der Stadt Trier*, Handschrift Hs 2387/2333 8ⁿ der Stadtbibliothek Trier, Trier 1900, S. 201–202). Lays Konkordanz zufolge entsprach das Haus um die Jahrhundertwende dem damaligen Gebäude Dietrichsstraße 21.
- ¹⁰ Im Einwohnerverzeichnis der Stadt Trier aus dem Jahr 1800 (Stadtarchiv Trier FZ/694: Etat de la population de la mairie de Trèves pour l'An X) sind erst zwei Kinder der Lagranges nachgewiesen: Der 1797 geborene Sohn Charles und die 1799 zur Welt gekommene Tochter Elisabeth.
- ¹¹ Das *Verzeichnis der Eigenthümer der Häuser . . . der Stadt Trier im Sommer von 1818* verzeichnet im Stadtbereich auf 11 400 Einwohner 38 Schneider, 4 Schneiderinnen und 1 Modehändlerin, die zahlreichen nebenberuflichen Näherinnen der Stadt nicht mitgezählt. Während der Franzosenzeit stellten die zahlreichen fahrenden Mode- und Kleiderhändler(innen), die zumeist nur einige Tage in einem Hotel der Stadt logierten und dort „jedem nach seinem Geschmack, die prompteste Bedienung und billige Preise“ versprachen, eine ernstzunehmende Konkurrenz für das einheimische Handwerk dar. Fanny Burney wurde von Madame Lagrange vermutlich zu Johanna Mondorf in die Brotgasse 214 gebracht, der einzigen Modehändlerin vor Ort. Die vier Trierer Schneiderinnen sind damals Margarethe Jacobs (Neugasse 776), Anna Maria Sander (Pallastgasse 230), Johann Wittib Franck (Fleischgasse 448) und Barbara Jacobs (Fahrgasse 562).
- ¹² Die preußische Verwaltung war intensiv um die Erhaltung und Verbesserung der Verkehrswege bemüht, wie an den zahlreichen Ausschreibungen für Kieslieferungen und Straßenbauarbeiten im Jg. 1815 der *Trierer Zeitung* abzulesen ist.
- ¹³ Fanny Burney badet bei den Barbara-Thermen. Die erste Badeanstalt im modernen Sinne läßt sich in Trier erst 1833 nachweisen (vgl. Thomas Schnitzler, „Die Anfänge des Trierer Schwimmsports“, in: *Kurtrierisches Jahrbuch* 1991, S. 203). Badefreuden wurden aber bereits zuvor genossen: kurz vor Fanny Burneys Ankunft in Trier hatte „der Herr Melchior in Pallien . . . Gesundheitsbäder“ eröffnet, für die er in Anzeigen in der *Trierischen Zeitung* vom 9. und vom 13. April 1815 warb.
- ¹⁴ In der zeitgenössischen Lokalpresse war kein Bericht über die Trierer Waterloo-Feier zu finden. Die letzte große Stadtillumination hatte elf Jahre zuvor gelegentlich Napoleons Trier-Besuch stattgefunden!
- ¹⁵ Bekanntlich eine Gründung des 1807 verstorbenen Domkanonikus Nikolaus Neill – vgl. Gottfried Rettig, „Der Park Nells Ländchen“, in: *Neues Trierisches Jahrbuch* 1964, S. 58 – 64 und den Bericht „Das Nützliche mit dem Angenehmen gepaart: der Park Nells Ländchen und seine Geschichte“ in: *Trier extra-Report* 2 (1990), Septemberheft S. 24–25.